

"Es ist unbestritten: Italien war allein"

Interview von Oliver Meiler

Samstagabend im römischen Lockdown, kurz vor 20 Uhr, eine unbekannte Handynummer. "Giuseppe Conte, buonasera." Auch solche Dinge passieren nur in außergewöhnlichen Zeiten: Italiens Premier, 55, ruft mit seinem persönlichen Handy an, ein Whatsapp-Anruf. Als Status hat er gespeichert: "Schreibt mir, als würde jede Nachricht 10 Euro kosten: Das hilft euch bei der Fokussierung des Gedankens." Kein Land Europas ist härter getroffen worden von Corona als Italien, mehr als 23 000 Menschen sind mit oder an Covid-19 gestorben. Der süditalienische Anwalt und Rechtsprofessor Conte ist seit Juni 2018 Ministerpräsident. Er steht den Cinque Stelle nahe, gehört der Partei aber nicht an.

SZ: Presidente, viele Italiener finden, ihr Land sei zu Beginn der Krise alleingelassen worden, verlassen von ihren Nachbarn und alten Partnern in Europa. Und sind enttäuscht. Zu Recht?

Giuseppe Conte: Es ist unbestritten: Italien war allein. Auch Ursula von der Leyen sieht es so, sie hat sich im Namen der Europäischen Union dafür entschuldigt, im Europaparlament. Ich muss sagen, ich habe diese Geste sehr geschätzt.

Ausgerechnet China und Russland sprangen in die Lücke - mit Flugzeugen voller Schutzmasken, Beatmungsgeräten, Ärzten und Experten, während etwa Deutschland in der ersten Phase Lieferungen zurückhielt. Wie haben Sie das empfunden?

Ich finde, die Solidarität, die uns gewisse Länder spüren ließen, wurde viel zu stark geopolitisch gewichtet und gedeutet.

Zu Unrecht, bei China und Russland?

Es gab ja auch ganz viele andere Länder, die uns mit moralischem Zuspruch und mit konkreter Hilfe beistanden: von Ägypten über Katar bis Kuba. Klar, Russland und China waren auch dabei. Die Chinesen hatten gerade dasselbe erlebt wie wir und boten uns an, zu helfen, wie wir davor ihnen geholfen hatten, als sie in der akutesten Phase der Epidemie steckten.

Kuba, Katar - was ist mit dem Westen?

Es gab dann auch Hilfe aus Amerika und aus europäischen Ländern. Ich möchte auch Deutschland danken: Es hat italienische Patienten aufgenommen in seinen Krankenhäusern.

Dennoch brauchte es mal wieder nicht viel, und auf beiden Seiten erhitzten sich die Gemüter, alte Gemeinplätze und Boshafigkeiten flogen hin und her zwischen Deutschland und Italien. Wie erklären Sie sich das?

Manche Klischees bringen mich zum Lachen, andere finde ich überhaupt nicht lustig, zum Beispiel, dass Italien ein Staat sein soll, der Geld verprasst. Ich möchte hier einmal in aller Deutlichkeit unterstreichen: Außer im Jahr 2009 hat keine italienische Regierung der vergangenen 22 Jahre mehr Geld ausgegeben, als reinkam. Wenn wir trotzdem jeweils ein Budgetdefizit hatten, dann hing das nur an den Zinsen, die wir für unsere Schulden bezahlen

mussten, und die haben wir aus Zeiten der Lira geerbt. Mit anderen Worten: Der italienische Staat verschwendet nicht nur kein Geld, er hält sich auch an die europäischen Defizitvorgaben. Statt der zuletzt vereinbarten 2,2 Prozent des Bruttoinlandprodukts, waren wir bei 1,6 Prozent angelangt. Und wir bedienen immer pünktlich unsere Schulden. Die Fachleute wissen, dass Italien ein sehr verlässlicher Zahler ist - ich würde sogar sagen: ein exzellenter Zahler. Italien ist auch Nettozahler in der Union, wie Deutschland, auch das wird oft vergessen.

Im Norden sieht man vor allem den immensen italienischen Schuldenberg.

Ja, auch in der Debatte über die Krisenbewältigung herrscht wieder diese Verwechslung vor. Es wird jetzt behauptet, die Italiener wollten doch nur, dass andere Staaten ihre Schulden bezahlen. Das ist eine Unterstellung, sie ist nicht nur falsch, sie ist befremdlich. Die Geschichte belegt das Gegenteil: Wenn es jeweils galt, Ländern auf die Beine zu helfen, die in den Trümmern epochaler Ereignisse lagen, stand Italien immer zuvorderst - etwa nach dem Zweiten Weltkrieg. In jenem Fall haben wir nicht nur Solidarität geleistet, sondern wir halfen mit, eine Vision für die Zukunft zu stiften. Am Ende entstand daraus das europäische Projekt. Auch jetzt, da wir alle getroffen wurden von einem Ereignis, für das niemand etwas kann, braucht es zunächst Solidarität untereinander. Vor allem aber geht es darum, dass wir unseren Kindern und Enkeln eine gemeinschaftliche Zukunft schenken.

Apropos Zweiter Weltkrieg: Wenn die Italiener böse sind auf die Deutschen, erinnern sie in ihren Ressentiments immer an den Krieg. Neulich sagte ein Parlamentarier, man habe es satt, "unter dem Diktat der Enkel Hitlers" zu stehen.

Das ist kein Gemeinplatz, das ist ein Blödsinn, eine Idiotie. Wenn ich von Klischees rede, meine ich die gängigen Stereotype, die offenbar nicht aus der Welt zu schaffen sind, und nicht solche Dummheiten.

Sie sagen oft, für Europa sei dies ein alles entscheidender Moment. Sie sagen auch, Sie würden nicht eher ruhen, bis die Partner zu gemeinschaftlichen Schulden einwilligten - zu Euro-Bonds also, oder zu Corona-Bonds. Am 23. April tagt der Europäische Rat. Sind Sie bereit, mit Ihrem Veto alles zu blockieren, wenn die Euro-Bonds nicht durchkommen?

Schauen Sie, wir erleben den größten Schock seit dem letzten Krieg, darum muss Europa auch eine Antwort geben, die auf der Höhe des Ereignisses ist. Einige wichtige Beschlüsse sind schon gefasst worden, etwa die Intervention der Europäischen Zentralbank, die Suspendierung des Stabilitätspakts, die Einrichtung von "Sure" (kurz für "Support mitigating Unemployment Risks in Emergency", eine temporäre Arbeitslosenkasse auf Initiative der EU-Kommission, Anm. der Red.), die Garantiefonds der Europäischen Investitionsbank ...

... das ist doch schon eine ganze Menge, nicht?

Ja, schon, aber es ist bei Weitem nicht genug, wenn man bedenkt, dass wir es mit einer Pandemie zu tun haben, die unseren gemeinsamen Markt in Gefahr bringt. Europa kann es schaffen, wenn es groß denkt, wenn es mehr Mut zeigt und seinen Blick weitet über die nationalen Grenzen hinaus.

Und das geht nur mit Euro-Bonds? Sie wissen ja, dass der Widerstand gewisser Länder gegen eine Vergemeinschaftung von Schulden sehr groß ist - in Deutschland, in den Niederlanden, in Österreich, in Finnland.

Unsere Wirtschaftssysteme sind miteinander verbunden und ineinander verschränkt, wenn ein Land Probleme hat, setzt ein Dominoeffekt ein, und das sollten wir unbedingt verhindern. Hier braucht es die ganze Feuerkraft der Europäischen Union, und zwar über die Ausgabe von gemeinsamen Anleihen. So können alle Länder gleich und im angemessenen Maß die Kosten dieser Krise schultern. Es geht nicht darum, vergangene oder zukünftige Schulden zu vergemeinschaften, sondern nur darum, dass wir alle zusammen diesen außerordentlichen Einsatz leisten.

Die Gegner im Norden fürchten, dass das Instrument dann bleibt.

Nicht ein einziger Euro der Deutschen wird dafür verwendet, italienische Schulden zu bezahlen. Diese Solidarität ist ganz spezifisch ausgelegt und zeitlich beschränkt. Sie wird uns enorm stärken an den Märkten. Sie sendet auch eine kraftvolle politische Botschaft an die Welt: Europa ist solide und eins.

Dennoch, wie stellen Sie sich vor, dass die Regierungen in Berlin und Den Haag ihren Bürgern erklären, dass es nun doch Euro-Bonds geben soll, nach dem festen Nein über die Jahre?

Nun, es steht mir natürlich nicht zu, Angela Merkel oder Mark Rutte vorzuschlagen, wie sie mit ihren Bürgern reden. Ich kann nur sagen, dass die Sichtweise sich ändern muss, und sie muss sich jetzt ändern. Wir müssen als Europäer auf Europa schauen, das ist bisher viel zu selten der Fall: Oft schaut jede Nation nur auf ihre Vorteile und glaubt, mehr zu geben, als sie erhält. Schauen wir uns zum Beispiel die Handelsbilanzen an: Deutschland hat seit Jahren einen großen Handelsüberschuss und wird dafür von allen Seiten kritisiert, er ist höher, als es die Regeln der EU vorsehen. Mit diesem Überschuss dient die deutsche Wirtschaft nicht als Lokomotive Europas, sondern als Bremse. Wir müssen unser gemeinsames Haus stärken, und zwar schnell, damit wir uns auf Augenhöhe mit den anderen Wirtschaftsmächten der Welt messen können. Und dafür ist ein gemeinsames, ambitionsreiches und faires Finanzinstrument das richtige Mittel.

Noch mal: Und wenn es das nicht gibt, legen Sie Ihr Veto ein?

Ich bin absolut entschlossen, mich nicht nur für das Wohl meines Landes einzusetzen, sondern für das Wohl von ganz Europa.

Ja oder nein?

Ich überlasse Ihnen die Interpretation.

Ein anderes Mittel für zusätzliche Liquidität ist der Europäische Stabilitätsmechanismus, kurz ESM, auf Italienisch MES. In weiten Teilen der italienischen Politik ist der Begriff aber toxisch.

Ja, der MES hat in Italien einen schlechten Ruf. Wir haben nicht vergessen, dass den Griechen in der letzten Finanzkrise inakzeptable Opfer abverlangt wurden, damit sie Kredite erhielten. Auch ich bin grundsätzlich skeptisch gegenüber dem ESM.

Auch dann, wenn er nicht an Bedingungen geknüpft ist, wie nun vorgeschlagen wurde?

Immerhin geht es um etwa 35 Milliarden Euro.

Mal sehen, ob die neue Kreditlinie tatsächlich ohne Konditionen kommt.

Sie hören sich sehr misstrauisch an. Sind Sie denn ein überzeugter Europäer?

Ich konnte mich noch nie für solche Geisteskategorien begeistern. Ich sage nur: Die Nationalismen schaden Europa ungefähr gleich stark wie geheuchelter Europäismus. Was es braucht, ist kritischer, aber konstruktiver Europäismus. Wir erleben gerade einen historischen Moment, der einen politischen Qualitätssprung verlangt, das sehe ich genau wie Emmanuel Macron: Wir sind beide überzeugt, dass das europäische Projekt auf dem Spiel steht. Ich rede da nicht nur von den nächsten Wahlen, sondern von der Idee Europas.

In Italien wächst unterdessen der Verdruss über Europa. In Umfragen sagen gar nur noch 35 Prozent, sie setzten ihre Hoffnungen in die EU.

Dieses Gefühl kommt daher, dass wir uns ausgerechnet von Ländern verlassen fühlen, die große Vorteile von der Union haben. Schauen Sie sich auch die Niederlande an. Mit ihrem Steuerdumping ziehen sie Tausende internationale Großkonzerne an, die ihren Sitz dorthin verlegen. Sie haben dadurch einen massiven Zufluss von Steuergeld, das dann wiederum anderen Ländern in der Union fehlt: Neun Milliarden Euro jedes Jahr gehen anderen EU-Ländern verloren, das hat eine Studie des Tax Justice Network ergeben.

Auch Italien profitiert von der Zugehörigkeit zur Union: Die Europäische Zentralbank hat über die vergangenen Jahre italienische Schuldscheine in großer Zahl gezeichnet.

Klar, alle profitieren. Ich sage nur, es muss sich keiner als Klassenbesten aufführen, es gibt keinen Klassenbesten. Das Gebaren ist fehl am Platz, vor allem jetzt.

Italien wurde von allen Ländern Europas als erstes von der Epidemie getroffen. Wann wurde Ihnen bewusst, dass da eine ganz große Katastrophe aufkommt?

Als wir beschlossen haben, elf Gemeinden rund um zwei Infektionsherde in der Lombardei und im Veneto mit einem sanitären Kordon zu umgeben und abzuriegeln. Das hatte es in der Geschichte der Republik noch nie gegeben. Als dann die Todeszahl auch in anderen Gegenden Italiens stieg, da öffnete sich eine Wunde, im Land und in uns. Diese Bilder von müden Ärzten und Pflegern mit ihren gezeichneten Gesichtern - ich werde sie nie mehr vergessen.

Sie haben als erster Regierungschef im demokratischen Westen Einschränkungen des öffentlichen Lebens beschlossen, die als unvorstellbar galten. Auch der Shutdown der Wirtschaft passierte zuerst in Italien, mit allen Folgen. Wie lebt man mit einer solchen Verantwortung?

Man erlebt sie auf jeden Fall nicht nur als Ministerpräsident, zuständig für sechzig Millionen Bürger. Sondern auch als Familienvater, mit Pflichten eines Vaters.

Schlafen Sie trotzdem gut?

Vor allem wenig, es ist eine drückende Bürde. Doch ich habe die Ehre, einem Volk zu dienen, das in der Vergangenheit oft zeigte, dass es zäh und widerstandsfähig ist - gerade in schwierigen Zeiten.

Ihre Gegner werfen Ihnen vor, dass Sie allein entscheiden und in nächtlichen Auftritten zum Volk sprechen.

Ich trete immer dann auf, wenn ich finde, dass es etwas zu verkünden und zu erklären gibt. Ich berate mich ständig mit meinen Ministern und mit dem wissenschaftlich-technischen Expertenkomitee. Das Gesundheitswesen obliegt in Italien der Kompetenz der Regionen, doch wir führen einen konstanten Dialog mit allen. Wenn die Gesundheit des Landes in Gefahr ist, sollte das Polemisieren aufhören.

Sie sagen jetzt oft: Die Geschichte wird über uns richten. Fühlen Sie sich wie ein Vorreiter? Schließlich haben viele europäische Amtskollegen Ihr Modell mehr oder weniger kopiert.

Auf diese Vorreiterrolle hätte ich sehr gern verzichtet. Was mich stolz macht, ist zu sehen, wie verantwortungsvoll die Gesellschaft mit dieser Situation umgeht und wie gut das nationale Gesundheitssystem insgesamt reagiert hat. Die Weltgesundheitsorganisation sieht uns als Referenzmodell. Aber ja, am Ende wird die Geschichte über uns richten.

Wie wird Italien aus dieser Krise hervorgehen?

Sie wird uns verändern, sie zwingt uns, einige unserer liebsten Gewohnheiten zu verändern. Aber gleichzeitig holt sie auch das Beste aus uns raus: Kompetenz, Hingabe, Opferbereitschaft, Mut, Nächstenliebe.

Was denken Sie, wann werden wir für den Caffè wieder in eine Bar gehen, an einem Tresen stehen?

Oh, ja, wann gehen wir wieder in eine Bar? Zuerst müssen wir einmal den Lockdown lösen, die Fabriken hochfahren. Und erst dann gehen wir wieder in die Bar.

Oliver Meiler

=====

Oliver Meiler ist in Zürich geboren und hat in Genf Politikwissenschaften und Internationale Beziehungen studiert. Seit 1998 ist er Korrespondent, zunächst in Italien für den Tages-Anzeiger und die Berliner Zeitung, dann in Südostasien für die Süddeutsche Zeitung, später in Frankreich, Spanien und seit 2015 wieder in Italien. Er ist verheiratet und hat zwei Söhne.

Mehr SZ-Plus-Artikel? Jetzt Testzugang anlegen und alle Artikel und Ausgaben 14 Tage gratis lesen: www.sz.de/14-tage-gratis